



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Wanderungen in der Niederlausitz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Glück war nicht von langer Dauer. Am 24. März des folgenden Jahres starb plötzlich die kleine Prinzessin, ein blühendes Kind, das nur sechs Stunden krank gewesen war. Wieder ist es Goethe, der die Herzogin zu trösten sucht. Er bittet sich von Herder das Manuskript zu dessen „Ideen der Geschichte der Menschheit“ aus, um Louise daraus vorzulesen. „Es wird sie erheben, aufrichten und wenigstens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüberheben.“

Die junge Mutter, der jede Spur von Optimismus versagt war, trug solche Prüfungen mit Bitterkeit. Immer tiefer versank sie in Melancholie. Die Stille des Schlosses Wilhelmstal bei Eisenach, wo sie den Sommer 1784 verbrachte, tat ihr wohl und zog sie für immer in ihren Bann. Körperliche Leiden, die Folgen einer neuen Täuschung ihrer Mutterhoffnungen, machten im nächsten Sommer eine Kur in Pyrmont notwendig, aber die Besserung ihres körperlichen Befindens hellte ihr Gemüt nicht auf, und sogar die Geburt einer Tochter, Louise Karoline, am 18. Juli 1786 übte keine heilsame Wirkung auf ihren Zustand.

In diese Zeit fällt ein Besuch Lavaters in Weimar. Louises einst so schwärmerische Verehrung für den Züricher Propheten hatte längst einer kühlen Achtung Platz gemacht. Dennoch bemühte sie sich, ihm ihre freundschaftliche Teilnahme für seine Person zu beweisen und mit seinem Takt den Anwalt ihres Gemüths und Goethes zu machen, die sich damals mehr und mehr von Lavater abwandten. Sie selbst hat ihn, wie es einmal ihre Art war, nie ganz fallen lassen und die Beziehungen zu ihm bis zu seinem Tode weitergepflegt.

(Schluß folgt)



Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt



In beiden Seiten der vielgewundnen, arm- und werderreichen mittlern Spree, südwärts bis zum Mittellauf der Schwarzen Elster, nordwärts bis zu der großen Seenplatte von Köpenick erstreckt sich die Niederlausitz. Von allen den westlich von der Oder liegenden Landschaften, die erst durch Kolonisation deutsch geworden sind, ist die Niederlausitz durch die Fülle fließender und stehender Gewässer und zusammenhängender Wälder die unzugänglichste gewesen; so erklärt es sich, daß sich hier die deutsche Kultur am spätesten und am langsamsten entwickelt hat; hier ist das Slawentum länger als irgendwo lebendig geblieben, hier hat es zwischen Seen und Sümpfen die letzten Inseln einer gewissen Selbständigkeit behauptet, hier hält es sich, wenn auch nur als eine sorgfältig gehütete ethnographische Rarität, an einigen Punkten noch heute. Es hängt damit zusammen, daß sich städtisches Wesen erst spät und nur dürftig in der umfangreichen Landschaft entwickelt hat: Adel und Kirche waren im Mittelalter hier die maßgebenden Gewalten, maßgebender sogar als die Landesherrschaft, die, da die Niederlausitz zwischen Meißen-Sachsen, Böhmen-Osterreich und Brandenburg ewig hin und her geschoben wurde, oftmals wechselte

und neben den bleibenden Vertretungen der Stände nicht recht in die Höhe kommen konnte. Diese, Prälaten, Standesherrn und Ritter, schufen sich eine stehende Vertretung durch Landtage und Landtagsausschüsse, und nur wenige landesherrliche Städte, wie Luckau, Guben, Lübben und Kalau, wurden als vierter Stand dabei zugelassen.

Seit 1815 ist die Niederlausitz, soweit nicht schon einzelne Teile wie Rottbus und Peitz, Teupitz und Bärwalde (1462), die Lande Storkow und Beeskow (1575) früher in Hohenzollernschen Besitz gelangt waren, an die Krone Preußen gekommen, und zwar ist sie das südlichste Stück der Provinz Brandenburg. Es soll aber unvergessen sein, daß diese Landschaft jahrhundertlang im Besitz der Wettiner gewesen ist, ja daß die Grundlagen einer höhern Kultur und die Anfänge deutschen Lebens dort von den Ahnen des sächsischen Königshauses geschaffen worden sind.

Drei Perioden wettinischen Besitzes lassen sich in der Geschichte der Niederlausitz unterscheiden: die erste und längste reicht mit geringen Unterbrechungen vom Jahre 1034, wo der Wettiner Dietrich der Zweite Markgraf der Niederlausitz war, bis 1303, in welchem Jahre Diezmann das Land an die brandenburgischen Askanier verkaufte; die zweite, 1350 bis 1364, fällt unter die Regierung Friedrichs des Strengen und seiner Brüder; die dritte erstreckt sich von 1620 (1635) bis zu der großen Katastrophe des wettinischen Hauses im Jahre 1815. Die Lausitz hat also von den neun Jahrhunderten ihrer Geschichte (seit 1000 n. Chr.) fünf Jahrhunderte unter wettinischem Zepter gestanden. Unter diesen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß die Geschichte der Niederlausitz als ein wichtiger Bestandteil auch der wettinisch-sächsischen Geschichte gelten muß.

Aber das Interesse für diese Geschichte scheint in der Niederlausitz selbst viele Jahrzehnte geschlummert zu haben; erst neuerdings ist ihr in den „Niederlausitzer Mitteilungen“ (herausgegeben von Professor Jentsch in Guben) ein gut geleitetes Organ entstanden. Ferner ist die Anlegung eines großen Sammelwerks der Niederlausitzer Urkunden zwar schon im Jahre 1879 auf Anregung des Prinzen Heinrich von Schönau-Carolath von den Ständen beschlossen worden, aber infolge mancher Hindernisse ist das Unternehmen erst jetzt soweit gefördert, daß der erste Band, die Urkunden des Klosters Neuzelle enthaltend, erscheinen soll. Unterdessen hat der Dresdner Archivrat Woldemar Lippert durch sein treffliches Buch „Wettiner und Wittelsbacher sowie die Niederlausitz im vierzehnten Jahrhundert“ wenigstens für die bezeichnete Zeit eine feste Grundlage der Erkenntnis geschaffen; die spätern Perioden aber harren noch fast alle einer den modernen Anforderungen entsprechenden, auf Urkundenstudium aufgebauten Darstellung. Die folgenden Aufsätze wollen nur das Interesse für die Lausitzer Landschaft und ihre Geschichte wecken und anregen. Denn der Deutsche, der so gern in die Ferne schweift, ist leicht in Gefahr, die Bände, die ihn an die Heimat knüpfen oder doch knüpfen sollen, gering zu schätzen; und zumal die mitteldeutsche Landschaft erfreut sich bei ihren Bewohnern und Nachbarn noch lange nicht der Beachtung, die sie verdient. Wer in der Lausitz reist, der trifft wohl Geschäftsreisende, die Rottbus, Guben, Forst und Spremberg, Sitze einer blühenden Tuchindustrie, aufsuchen, aber Touristen findet man eigentlich nur in einer einzigen Gegend, im Spreewalde, in den an Sommerabenden und Sonntagen eine große Welle Vergnügensreisender aus Berlin und Dresden hinausflutet. Aber auch minder berühmte Punkte sind für den Gebildeten, der ein Stück vaterländischer Erde mit menschlicher Teilnahme, geschichtlichem Sinn und wirtschaftlichem Verständnis hat betrachten lernen, wohl eines Besuches wert. Gehört doch die Niederlausitz zu den deutschen Landschaften, wo sich die größten zusammenhängenden Waldmassen erhalten haben, und zwischen den dunkelgrünen Wäldern blitzen fast überall die majestätischen Spiegel stiller Seen auf; dazu kommen die interessanten Reste der mittelalterlichen Feudalität und des slawischen Volkstums.

1. Senftenberg und Altdöbern (Karl Heinrich von Heineken)

Der bequemste Weg aus dem sächsischen Elbtale in die Niederlausitz ist die von Großenhain nach Frankfurt a. O. führende Bahn. Wir benutzten sie an einem sonnigen Julitage zunächst bis Senftenberg und waren in der rosigten Stimmung, die der Anfang der großen Ferien über alle die auszugießeß pflegt, die irgendwie mit Lehren und Lernen zu tun haben. Unwillkürlich richtet man den Rücken steiler empor, und die Falten der Stirn glätten sich in der Erwartung einer unendlichen Fülle kommender Freuden; denn die Zeit von vier Wochen erscheint einem am ersten Ferientage als ein unverwundliches Kapital, das Zins und Ertrag bringen muß, auch wenn man nicht ängstlich damit wuchert, sondern ins Blaue hineinlebt wie ein sorgloser Verschwender. In solcher Stimmung ist man für den kleinsten Reiz der Natur und für jede geschichtliche Erinnerung, ja sogar für das Menschlich-Alltägliche überaus empfänglich. Und so wunderten wir uns, als wir vom Senftenberger Bahnhof der Stadt zuschritten, nach Gebühr über die rege Bautätigkeit, die hier in den letzten Jahren geherrscht haben mußte, und wie einige ansehnliche Neubauten am Markte zeigten, noch herrschte. Das kommt von der immer fortschreitenden Erschließung der reichen Braunkohlenlager in Senftenbergs Umgebung, die besonders seit dem letzten großen Streik der Braunkohlenarbeiter in Böhmen (1900) eine steigende Wichtigkeit erlangt haben. Die Stadt ist jetzt der Mittelpunkt einer bedeutenden Brikett- und Glasfabrikation und insofgedessen auch der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs, für den es als Knotenpunkt mehrerer Bahnen sehr günstig liegt. Aber auch als Markt landwirtschaftlicher Erzeugnisse ist Senftenberg von Wichtigkeit. Ich fand den ganzen Marktplatz bedeckt mit großen Spankörben, in denen sich Hunderte von allerliebsten Ferkeln mit Quieken und Grunzen bemerklich machten, namentlich wenn sie ein Käufer am Hinterbeine herauszog. Hinter dem Markte liegt der stillere Kirchplatz mit den geistlichen Häusern, der schönen gotischen deutschen Kirche und der unbedeutenden wendischen. Es ist nämlich noch vor wenig Jahren in Senftenberg auch wendisch gepredigt worden, und auf den Dörfern der Umgegend wird noch jetzt viel wendisch gesprochen, aber meist im Familienkreise, wenn kein Fremder dabei ist. Noch im Jahre 1824 schrieb das Schumannsche Lexikon vom Amte Senftenberg: „Die Amtsuntertanen sind meist Wenden . . . man hat zwar deutsche Prediger und deutsche Schulen, aber der Bauer spricht lieber die Sprache seiner Väter, und vor Gericht muß er stets einen Dolmetscher haben. Der hiesige wendische Dialekt ist verdorben und von dem in den beiden Lausitzen sehr verschieden.“

Der interessanteste Punkt des Städtchens ist das im Süden liegende alte Schloß. Es ist mitten in die Sümpfe der Schwarzen Elster hineingebaut und hat trotz seines unscheinbaren Außern eine große Geschichte hinter sich. Bestimmt, den wichtigen Elsterübergang der von Ortrand und Ramenz nach Norden zu führenden Straßen zu decken, war es ursprünglich der Sitz eines deutschen Geschlechts, das sich von Senftenberg nannte; aber schon 1326 erscheint auch hier das weitverzweigte Geschlecht der Rückeritz. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ist Senftenberg im Besitze der Wettiner und wird durch deren Amtshauptleute verwaltet. Die von Kreyßig und Francke herausgegebenen *Annales Senftenbergenses* (Beiträge zur Historie der sächsischen Lande V, S. 32 bis 109) zählen bis zum Jahre 1761 57 solcher Amtshauptleute auf, unter ihnen auch den bekannten Baumeister des Dresdner Schlosses Hans von Dehn-Rothfeller (1544 bis 1561) und den berühmten Alchimisten Hector Baron von Klettenberg, der wegen seiner Betrügereien „am 1 Martii 1720 nach Kriegs-Recht und Urtheil decolliret“ wurde. Das jetzige Schloß ist von Dehn-Rothfeller unter dem Kurfürsten Moritz erbaut worden. Im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert galt es als Landesfestung und erhielt zu seinen Wassergräben und Zugbrücken auch noch feste Türme und Rasematten. Nebenher diente es als Staatsgefängnis. Seine düstern Kerker

haben manches entsetzliche Bild der alten peinlichen Gerichtsordnung gesehen: „Anno 1577 starb in seiner custodia auff hiesiger Vestung der Calvinische Superintendent von Pirna D. Johann Stöbel [wegen Kryptocalvinismus gefangen gesetzt], welcher endlich in Schwermuth und Verzweiflung gerieth, darinnen auch sein Weib verstarb. Wurden beyde an hiesiger deutscher Kirche unterm Glockenturm eingesenkt und mit einem Grabstein bedeckt, und zwar, nach Art der Keger, die quere gelegt.“ „1615. 5 Mai ließ sich ein Schneider von Zchorngosta auffm Schlosse alhier zu Tode martern, weil er keines Weges bekennen wolte.“ Auch sonst enthalten die Casus tragici der Senftenberger Annalen mancherlei Merkwürdiges. Jetzt sind die festen Thürme des Schlosses längst wegen Baufälligkeit abgetragen, das Schloß selbst ist um ein Stockwerk niedriger geworden, sein Hauptportal ist vermauert; nur der hohe viereckige Wall umgibt es noch. Das schmale Tor, das durch den Wall gebrochen ist, schmückt der preussische Adler; denn das dahinterliegende Schloß beherbergt jetzt das königliche Amtsgericht.

Als wir Senftenberg auf der nordwärts nach Kalau führenden Straße verlassen hatten, überschritten wir in ziemlicher Steigung einen Höhenzug, die Raunoer Weinberge, so genannt nach dem Arbeiterdorf Rauno, und weil hier ehemals an der Südseite der Hügel ein schwunghafter Weinbau getrieben wurde. Mit Schauern lesen wir, daß noch im Jahre 1788 allein auf den kurfürstlichen Weinbergen 108 Faß „Senftenberger“ gewachsen seien, und glauben gern dem Berichtstatter, der etwas resigniert hinzusetzt: „Er wird erst nach mehreren Jahren etwas schmackhaft.“ Jetzt ist der Weinbau hier verschwunden, und alles hat dem Braunkohlenbau und der damit zusammenhängenden Industrie Platz gemacht. Die Industrie in diesen Wäldern ist ältern Datums. Schon der Baron Tschirnhaus hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine bedeutende sächsische Glas- und Spiegelfabrikation ins Leben gerufen; außer den Glashütten in Dresden und Preßsch wollte er eine solche in einem großen Waldgebiet angelegt haben, damit man das Brennholz nicht erst zu transportieren brauche. Man wählte dazu im Jahre 1709 die zum Amte Senftenberg gehörige Pommelheide und gründete in der Nähe des Wendendorfs Kostebräu am Fuß der Dschenberge die Glas- und Spiegelfabrik Friedrichsthal, deren erster Faktor der böhmische Glasmacher Sebastian Massar war. Die Hütte ist jetzt im Besitz des Grafen Solms-Baruth. Ob Tschirnhaus auch schon den Reichtum dieser Gegend an Ton- und Kohlenlagern gekannt hat, weiß ich nicht, doch ist es nicht unwahrscheinlich.

Die Senftenberger Braunkohlenlager sind aus den Wäldern riesiger Sumpfyypressen entstanden, die in der Tertiärzeit hier den Boden bedeckten. Dieser herrliche Baum, auch Sumpfseder (Taxodium) genannt, wird dreißig bis vierzig Meter hoch und kommt in einigen Gegenden Nordamerikas und Mexikos noch heute walddmäßig vor. In der Umgebung von Groß-Räschen (acht Kilometer nördlich von Senftenberg) sind die Reste der fossilen Yypressenwälder in Gestalt riesiger brauner Wurzelfstöcke, die über die Decke der Kohlenflöze hervorragen oder auf der Sohle des Tagebaus stehen, noch heute sichtbar und sind eine mit Recht bewunderte Merkwürdigkeit. Übrigens ist die Gegend hier sehr reizlos und einförmig. Die Straße führt in endloser Länge durch dünnen Kiefernwald, dazu war es heiß und staubig, und die Sehnsucht nach einer behaglichen Nacht beherrschte jede andre Empfindung — da öffnete sich plötzlich der Wald, und vor uns lag im Scheine der Spätmachmittagssonne, wie eine Oase nach der Wüste, Altdöbern. Wie mit einem Zauber schlage versank die dürre Heide hinter uns, und vor uns dehnten sich grüne Wiesen und wogende Felder, hie und da auch eine funkelnde Wasseroberfläche; dunkle Waldlinien umsäumten den Horizont, vor allem aber lockte uns der Ort selbst, der in freier Angelegenheit zwischen hohen Laubkronen um den altertümlichen Kirchturm lag. Nach wenig Minuten fuhren wir auf den erstaunlich großen quadratischen Markt ein, dessen Grundfläche fast so groß ist wie der ganze übrige Flecken, und waren entzückt über den Schatten und den Duft von mehr als hundert hochstämmigen

blühenden Linden, die ihn schmückten. In den Lüften war ein tausendfältiges honigverkündendes Summen und Surren der Bienen, aber sonst war alles still; still setzten auch wir uns in die mit dichtem Grün bewachsene Laube vor dem Gasthaus und genossen mit wonnigem Behagen die Anmut dieses Ruheplätzchens.

Zur Linken sah man über das Ende des Platzes weg durch ein weitgeöffnetes Tor herrliche Gartenanlagen und dahinter ein verheißungsvolles Schloß, vor uns aber in der Mitte des Marktes und des Lindenhaines lag zur Hälfte hinter Flieder-, Rosen- und Jasminbüschen versteckt, wie ein schlummerndes Dornröschen, die ehrwürdige Kirche. Während wir das alles mit vorahnender Freude betrachteten, hatte uns ein duftender Kaffee die Hitze der Fahrt vergessen lassen — und wir schickten uns an, den interessanten Ort zu durchwandern. Durch schattige Alleen gelangten wir auf den neuen, östlich vor dem Flecken liegenden Kirchhof und machten hier zum erstenmal die Erfahrung, die wir dann noch oft machen sollten, daß die Lausitzer ihre Kirchhöfe mit ganz besonderm Geschick an wirklich weihvollen Plätzen anlegen und mit einem besonders reichen Schmuck von Trauerbirken, Eschen und Zypressen verschönen. Auf dem Rückwege ließen wir uns die Wohnung des Herrn Kantors zeigen, denn wir wollten womöglich noch das Innere der Kirche sehen. Wir fanden ein idyllisches einstöckiges Häuschen, ringsum von einem kleinen Garten umgeben, wo jeder Zoll Landes sorgfältigst ausgenutzt war. Vor dem Häuschen inmitten seiner blühenden Rosen und reifenden Johannisbeeren saß neben Frau und Tochter ein würdiger Herr und schmauchte behaglich die lange Pfeife im Abendsonnenschein. Über die Brille weg betrachtete uns ein Paar freundlicher und doch auch wieder inquisitorischer Augen, den Willkommengruß bot uns eine tiefe sonore Stimme, rollend wie das Grabgeläute eines Gewaltigen und doch auch wieder milde wie das Glück von Edenhall. Er war sofort bereit, mit uns zu gehn. Als wir mit ihm quer über den Marktplatz schritten, grüßte ihn Alt und Jung ehrfürchtig und doch vertraulich; nur ein kleines Mädchen, an das er im Vorübergehn eine Frage richtete, erschrak dermaßen, daß es fast in Tränen ausbrach. Das Thema unsrer Unterhaltung war natürlich zuerst die Schule. Da war er in seinem Element. Seine Schule ist die Schule an und für sich, neben der sich die Seminariübungsschule, der das Ministerium die Ferien vorschreibt, ausnimmt wie das despotisch regierte Rußland neben dem konstitutionellen Königreich Preußen. „Denn sehen Sie, sagte er, wenn so die ersten Mandeln (Getreidepuppen) auf dem Felde stehn, dann schicke ich zu den wichtigsten Bauern und lasse sagen: Ihr wißt, wieviel es für eure Kinder Ferien gibt: wann wollt ihr sie haben? Und so wird in gehöriger Vereinbarung das Wohl der Landwirtschaft und das der Schule gewahrt.“ Unter solchen Gesprächen waren wir durch die Pforte des alten Kirchhofs gegangen und traten nun in die Vorhalle der aus Feldsteinen erbauten Kirche hinein. Ich äußerte die Befürchtung, daß wir, da es fast vollkommen dunkel geworden war, vom Innern der Kirche nichts mehr erkennen würden. Aber mit überlegnem Lächeln drehte er an einem Knopfe, und im nächsten Augenblick erstrahlte die Kirche uns zu Ehren im hellen Glanze elektrischen Lichts. Wir schritten quer übers Schiff auf die herrschaftliche Kapelle zu und standen bald vor einem eigentümlichen Denkmal. In einer zwischen Kokolo und Klassizismus schwankenden Manier war hier der nicht unschöne Kopf eines Mannes in Marmor gemeißelt, der seines Lebens Ziel und Richtung durch ein beigelegtes Buch, eine Leiter und einen Vorbeerfranz zu bezeichnen wünschte, sowie durch den darüber gesetzten Spruch: *Principibus placuisse viris*. Darunter las man die Inschrift: *Carolus Henricus de Heineken Sacri Rom. Imp. Eques Artium liberalium cultor Obiit IX Calend. Feb. An. MDCCXCI Aetatis suae LXXXIV*.

Heineken, das war der Name, der mich eigentlich nach Altdöbern geführt hatte. Ich kannte ihn von einem frühern Besuch Altdöberns, vor allem aber aus dem Abschnitte, den ihm Karl Just in seinem wundervollen Werke über Windelmann (I², S. 267—271) gewidmet hat. Heineken war der einflußreiche Intendant

der Güter des Grafen Brühl, vor allem aber ein Kunstsammler ersten Ranges, der wirkliche Verwalter und Vermehrer der großartigen Kunstschätze Friedrich Augusts des Zweiten, denen Brühl als Oberkämmerer nur dem Namen nach vorstand; als solcher war er auch der Diktator des Dresdner Kunstgeschmacks in den mittlern Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts und später ein klassifizierender und registrierender Kunstschriftsteller von staunenswerthem Fleiße. Trotzdem war mir seine menschliche Natur immer dunkel und verschleiert geblieben. Noch vor kurzem hatte ich eine in den höchsten Tönen der Bewunderung gehaltene Biographie des Mannes in einer Dresdner Zeitung gelesen; andererseits wußte ich, daß er nach Brühls Tode als dessen Mitschuldiger verhaftet und nach der Ansicht wohlunterrichteter Männer nur dadurch der Verurteilung entgangen war, daß er Zeit gehabt hatte, die kompromittierenden Papiere zu beseitigen. Wenn irgendwo, so mußte man in Altdöbern der wahren Natur dieses Proteus näher kommen können. Denn er hat ja dieses Schloß seit 1749 besessen, fast dreißig Jahre nach seinem Sturze bewohnt und ihm sowie den es umgebenden Gärten das Gepräge seines Wesens aufgedrückt; noch sind kostbare Stücke seines Mobiliars und der größte Teil seiner Bibliothek im Schlosse vorhanden, und wenn man vom Seminar und dem neuen Krankenhaus abieht, ist ja auch fast alles andre, was in Altdöbern Bedeutung hat: die balsamisch duftenden Linden des Marktes, der Markt selbst, der Kaufladen, der herrschaftliche Gasthof, die Brauerei Heinekens Werk. Sein Bild begleitete mich auch aus der Kirche in den Gasthof zurück und beschäftigte mich fast die ganze Nacht. Denn an Schlaf war kaum zu denken. Dem heißen Tag war eine gewitterreiche Nacht gefolgt, der Regen rauschte in gewaltigen Strömen hernieder und raschelte in den Weinblättern, die unsre Fenster umrankten — und war dieser Störenfried einmal ruhig, so ertönte gerade unter uns aus der Gefindehütte ein eigentümlicher Gesang junger Burschen und Mädchen, die für ein ländliches Fest des kommenden Sonntags Guirlanden und Kränze wanden. Die Worte ihres Gesangs waren deutsch, aber es waren doch fremdartige Klänge, weiche, schwermütige Melodien, ein Nachhall der alten Slawenzeit.

Ehe ich die Eindrücke des folgenden Tages schildre, der namentlich der Besichtigung des Schlosses Altdöbern und des Schlossparks gewidmet war, will ich hier einen kurzen, teilweise aus Materialien des Dresdner Hauptstaatsarchivs geschöpften Abriß von Heinekens Leben einschalten, weil es an sich nicht uninteressant, andererseits aber auch typisch ist für die Art und Weise, wie man im Zeitalter Brühls Karriere machte.

Karl Heinrich Heineken wurde im Jahre 1706 zu Lübeck geboren, wo sein Vater als Miniatur- und Emailmaler lebte; auch seine Mutter Katharina Elisabeth geborne Österreich war durch Blumen- und Fruchtstücke bekannt. Sein jüngerer Bruder Christian Heinrich Heineken (geboren 1720) war das berühmte Lübecker Wunderkind, das mit zehn Monaten zusammenhängend sprach, ein Jahr alt die wichtigsten Erzählungen der Bücher Moses, zwei Jahre alt die alte Geschichte auswendig konnte, mit vier Jahren geläufig Lateinisch und Französisch redete, aber noch vor vollendetem fünften Jahre starb. Als Karl Heinrich Heineken heranwuchs, waren die Verhältnisse des Elternhauses nicht eben glücklich: was der Vater durch seine Kunst erworb, vergeudete er in nutzlosen Experimenten mit dem ihm befreundeten Alchimisten Christoph von Schöneich; voll Zorn darüber goß der Knabe einmal Nachts den beiden Schwarzkünstlern Tinte in die Retorten. Als junger Mann studierte er in Leipzig die Rechtswissenschaft; später war er in verschiedenen adelichen Häusern Dresdens als Hofmeister tätig. Er war von glattem, schmiegsamem Wesen; sein Beruf und einige moralische Schriften, die er verfaßt hatte, brachten es mit sich, daß ein Geruch von Tugend vor ihm herging; eine gewisse Kenntnis von Dingen der Kunst, die wohl auf die im Elternhause empfangnen Eindrücke zurückging, die Gabe, gesammelte Kunstgegenstände zu sichten und leicht-
hin darüber zu plaudern, kam dazu, sodaß er als ein wertvolles Requisit vor-

nehmer Häuser erschten, in denen man eine dilettantische Beschäftigung mit Gemälden, Kupferstichen, alten Drucken und dergleichen für unentbehrlich hielt. So wurde Brühl auf ihn aufmerksam.

Schon 1733 kam er in Brühls Haus, 1739 wurde er sein Bibliothekar, seit 1741 Direktor seiner Güter. Dem privaten Dienst folgte der königliche und entsprechende Titel und Würden: er wurde geadelt, in den Reichsritterstand erhoben und zum Geheimen Kammerrat ernannt. Eine ganz besonders große Rolle spielte er in dem Jahrzehnt 1746 bis 1756, während dessen ihm Brühl die Oberleitung des Baus seiner Schlösser und Parkanlagen in Pförten, Seyffersdorf, Rischwitz (bei Wurzen), Gangloffsömmern (in Thüringen) und anderwärts überließ. In dieser Zeit, 1754, sandte ihn auch Brühl einmal als außerordentlichen Gesandten an den Dauphin nach Paris; wahrscheinlich handelte es sich dabei um den Abschluß eines französisch-sächsischen Bündnisses, an dessen Zustandekommen der sächsische Gesandte in Paris, Graf Bellegarde, seit langer Zeit arbeitete.

Aus den im Königlich Sächsischen Hauptstaatsarchiv erhaltenen zwischen Brühl und Heineken gewechselten Briefen ersieht man, daß Heineken mit den Bildhauern und Malern die Verträge schloß, ihnen auch die Zahlungen übermittelte, und daß sich Brühl in allen Dingen auch beim Ankauf von Bildern für seine eignen und die königlichen Sammlungen auf den künstlerischen Geschmack seines Intendanten verließ. Eine sehr böse und dauernde Störung brachten in dieses Jdyll die Kolonnen Friedrichs des Großen, die im August 1756 die sächsische Grenze überschritten und sich auf Brühls niederlausitzer Gütern bald häuslich eingerichtet zu haben scheinen. Wenigstens hat Heineken schon im ersten Kriegsjahre wegen seiner Beziehungen zum Premierminister schlimmen preussischen Arrest ausstehn müssen. Das Altdöbener Kirchenbuch bemerkte darüber: „den 22. Novembris wurde der Kön. Pol. und Churf. Sächs. Cammerath von Heineken auf Befehl Sr. Kön. Maj. von Preußen arretirt und auf ein in dem Rathhause zu Dresden einzurichtendes Zimmer gebracht, aber den 9. Febr. folgenden Jahres seines Arrestes wieder entlassen.“

Doch Brühl wußte auch zu trösten. Unter seinen an Heineken gerichteten Briefen findet sich ein kleines Billett ohne Angabe des Orts und des Datums mit folgenden Sätzen: *Monsieur, je n'ai jamais douté de votre sincère amitié et zèle. Soyez persuadé que vous n'avez pas à faire à un ingrat. Le théâtre se changera peut-être bientôt. . . Ne craignez rien, continuez vos sentiments, ils serviront à votre gloire et ceux de ma reconnaissance seront éternels et vifs. Adieu.*

Das ist offenbar das Briefchen, mit dem Brühl seinen Intendanten von Warschau aus zu mutigem Aussharren auf dem ihm übertragenen Posten ermahnte. Heineken sollte nämlich die Galerie und die Bibliothek Brühls und vor allem seine kostbaren Schlösser während des Krieges nach Möglichkeit schützen, freilich ein schlimmer Auftrag, da Friedrich der Große, wie an anderer Stelle erzählt werden wird, auch das Privateigentum seines politischen Gegners nicht schonte, sondern rücksichtslos verwüsten ließ. So finden wir Heineken im Sommer 1761 in Paris, wo er die für die Wiederherstellung der Schlösser seines Gebietes nötigen Einkäufe machen sollte.

Brühls Briefe an Heineken zeigen von vornherein einen gewissen äußerlichen Respekt, später werden sie vertraulich und zuletzt, als sich die Verlegenheiten häufen, als die Gräfin in Warschau stirbt und der Premierminister selbst ein kranker Mann wird, fast hilflos.

Augusts des Dritten Tod am 5. Oktober 1763, dem Brühls Rücktritt (am 13. Oktober) und Tod (28. Oktober) folgte, führte auch über seine Günstlinge eine Katastrophe herauf. Ehe noch der Premierminister die Augen schloß, am 27. Oktober 1763 Abends, wurde Heineken in seiner Dresdner Wohnung — einem Hause am Zwinger, das mit dem Salon der Kupferstiche in Verbindung stand — verhaftet, und der Hofrat Ferber wurde mit der Untersuchung seiner Papiere betraut.

Da nämlich bei Brühls Rücktritt die Staatskassen leer und in der größten Unordnung waren, glaubte der neue Kurfürst Friedrich Christian, daß Brühl größere Summen in ausländischen Banken angelegt hätte, und hoffte darüber durch eine gerichtliche Vernehmung seiner Vertrauten: Heineken, Gartenberg und Hausius Licht zu erhalten. Auf Heineken als den, der wissen müsse, wohin alle die durch des Vaters Hand gegangnen Millionen hingekommen wären, hatten besonders die Söhne des Ministers und seine Tochter, die Gräfin Mniszzech, hingewiesen. Deshalb verfaßte Heineken am 5. November 1763 in seiner Haft einen „Kurzen Bericht meiner auf hohen Befehl geschehenen Arretirung nebst Erläuterung über die von mir begehrtten Rechnungen,“ dessen gegen Brühls Kinder gerichteter Schluß folgende interessante Sätze enthält: „Ist es vielleicht aus Verdruß, daß ich Ihnen [den Kindern] schon bey Ihres Vaters Leben die so nötige Sparsamkeit angepriesen und Ihnen vorgestellt: daß bey der entsetzlichen depense und großen Schuldenlast Sie endlich wenig übrig behalten würden? Denn bey dergleichen Ausgaben und wie es die letzte Zeit im Hause zuging, hätte es Geld regnen müssen. Allein, je mehr ich predigte, je mehr ward ich von jedem ausgelacht. Oder sind diese Herren böse, daß der selige Graf mir das Gut Bollensdorff [bei Dahme; das Gut ist noch heute im Besitz der Familie von Heineken] vor meine langen, treuen Dienste vermachet? Sie selbst, sonderlich aber die Frau Gräfin Mniszzech müssen am besten wissen, daß ich alles angewandt den Minister davon abzuhalten und Ihn mit Thränen gebeten, mir ein ander Andenken zu geben. Er hat aber nicht gewollt . . .“

Noch interessanter ist eine am 1. Dezember 1763 von Heineken abgefaßte kurze Selbstbiographie, die sich bei seinen Akten findet. Sie ist betitelt „Erzählung der Umstände, worin sich Endesbenannter ehemals befunden und worin er sich jezt befindet“ und lautet: „Pro memoria. Wenn ich die Umstände meines Lebens biß auf den gegenwärtigen vor mich so unglücklichen Zeitpunkt genau betrachte, so sind sie zwar auf der einen Seite mit vieler Mühe und Arbeit vergesellschaftet, dagegen aber auch auf der andern Seite mit vielen Glückseligkeiten begleitet gewesen.

Mein Glück hat eigentlich von dem Tage angefangen, da ich in des verstorbnen Cabinets Minister Grafen von Brühl Haus gekommen und von 1739 an, als mich der seel. Graff, eben wie ich eine Vokation nach Petersburg durch den Feld-Marschall Grafen v. Doewendahl erhielt, zu Sich als Bibliothecarius genommen, habe ich dieses Herrn Gnade in voller Maße verspühret. Ao 1741 vertraute mir derselbe Seine Haus und Wirtschafts Cassé, und ich bekam successiv die Direction Seiner Güter. Desgleichen ward ich in Königlichén Diensten aufgenommen, wo ich die Vorträge der General-Recisse exclusiv der Geld Sachen biß zur Preussischen Invasion 1756 besorgte, ferner erhielt ich nach Absterben des H. Hoffrath v. Fugers die Inspection über die Kupferstich Gallerie und so ferner über die Antiquen biß zur Ober Aufsicht über die Bilder Gallerie, soweit nemlich solche zur publication meines Werkes von dieser Gallerie nöthig war.

Alle weitere Stellen und sonderlich alle Besorgungen der Königl. Cassé habe ich jedesmal depreciret. Hingegen hat der Cabinets Ministre Graff v. Brühl gleich vom Anfange an auf ein solides Etablissement vor mich Selbst gedacht.

Zu dem Ende stiftete Er Michaelis 1742 meine Heyrath mit der einzigen Tochter des Küchen Meisters Möller. Dieser Mann, welcher eben so, wie der Geheimé Cämmereier Hoffmann mit dem Höchstseeligen Könige auf allen Reisen gewesen, und auf gleiche maße von demselben vielfältig begnadiget worden, besaß, wie bekannt, ein ansehnliches Vermögen. Da ich nun dessen einzige Erbinn geheyratet hatte, so engagirte der Cabinets Ministre meinen Schwieger Vater, sich in der Niederlausitz mit dem Gute Alt-Döbern anzukaufen.

Ich verstand damals so wenig, was zu meinem Besten diente, daß sogar dieser Rauff wieder meinen Willen geschah, und Altdöbern war würcklich bereits bey der Subhastation einem andern zugeschlagen worden. Allein der Graff schickte den Accis Inspector Lässig nach Lübben und redressirte das ganze negotium.

Der Cabinets Ministre wollte, daß ich mich auf die Landwirthschafft legen und desto besser seine Güter, sonderlich Forst und Pförtchen dirigieren sollte.

Nach meines Schwieger Vaters Tod gelangte meine Frau zu einem Vermögen von 66/m thl. inclusive Altdöbern, welches vor 45100 rthl. gekauft worden. Wovon der seel. Graff desto besser informirt war, weil ich Ihm das baare Geld gegeben und dagegen Steuer=Scheine mit der Versicherung bekommen hatte, daß solche bey allem Ankauff so gut als baar Geld wären. Er hat dies Seinen Kindern sonderlich der Frau Gräfin Minischek mehr als einmahl Selbst gesagt.

Der seel. Hoff=Rath Richter war meiner Frauen Curator und hat ihr Interesse in allen Stücken redlich besorgt, wie dann auch dieselbe auf dessen Anraten das Guth Dürrenberg bey Merseburg von dem jezigen Geh. Kriegs=Rath Baron v. Hagen wegen der dortigen Salz=Duelle vor 22/m thl. kaufte.

Ich hatte also damals mit meiner Frau zwey ansehnliche Güter Altdöbern und Dürrenberg dabey eine perspective durch das dasige Salzwerck dermahleinst eine jährliche Revenüe wenigstens von 50/m thl. zu erlangen.

Allein, so wie Reid und Mißgunst meinem Glücke Schritt vor Schritt nachfolgten, so mußte ich auch dieser Hoffnung entsagen und meine Frau ward genöthiget Dürrenberg an die Königl. Cammer zu überlassen, weil das Salzwerck vor ein Regale ausgegeben wurde.

Daß ich hiernächst durch meinen Berlinischen Bilder=Handel und durch sonstigen Umtrieb meiner Gelder ein ziemliches erworben, ist bekannt, ja, ich würde noch weit mehr mit gutem Vortheil übernommen haben, wenn ich mich nicht in die gefährliche Entreprisse zwey Theile von der Königl. Bilder=Gallerie und ebensoviel von der Gräflichen herauszugeben gesteckt hätte [gemeint ist sein großes Werk *Recueil d'estampes d'après les plus célèbres tableaux de la galerie r. de Dresde*]. Indessen war es genug vor mich einen Graffen v. Brühl zu dienen, welcher Sich gegen mich nicht wie ein Herr, sondern wie ein Vater bezeugte, ja Seine Güte ging, sonderlich nachdem ich 1756 den schweren preussischen Arrest Seinetwegen ausgestanden, so weit, daß ich von Ihm, was Er nur mir an Augen absehen konnte, mit der edelmüthigsten Art von der Welt erhielt. Und hierin hat Er bis an Sein Ende fortgefahren, wie das Legatum von Vollenbrock zeigt.

Jedoch mit Ihm hat auch mein Glück aufgehört. Bosheit, Reid, Mißgunst, Verläumdung und alles, was diejenigen verfolgt, von denen man glaubt, daß sie dem Glücke im Schoße sitzen, welche Laster ich desto mehr verachtet hatte, je sicherer ich in meinem Gewissen war, daß ich niemahls etwas böses oder strafbares unternommen, gewannen nunmehr die Oberhand.

Ich war schon längst beschrien worden, als ob ich ein gewaltiges Vermögen besäße. Durch das Bewußtseyn, daß bei meinem Vermögen kein ungerechter oder nur 1 $\mathcal{R}$, der den Armen abgedruckt worden, ja daß derjenige, dem ich ordentlich Rede und Antwort zu geben hatte, von allem unterrichtet war, welches bey mir eine stolze Gelassenheit und Sicherheit würdte, sind meine Feinde vielleicht in ihren Verläumdungen bestärket worden . . .

Es ist wahr, wenn ich die gewaltigen Ausgaben an allen Orten gesehen und gehört, so hat die gesunde Vernunft mich belehren müssen, daß die Einkünfte des Churfürstenthum Sachsens nicht zureichen konnten. Allein, ich bin weder an den Ausgaben schuld, noch habe das geringste darin anzuordnen gehabt . . .

Wie weit diese und die oben angeführte Verteidigungsschrift Heinekens vor den Augen eines Juristen Gnade finden wird, das zu erörtern ist nicht meine Sache. Doch will ich verraten, daß eine auf den genauesten Urkundenstudien beruhende Darstellung des Heinekenschen Prozesses aus der Feder des Oberjustizraths Lehmann in Blasewitz demnächst im Neuen Archiv für die Sächsishe Geschichte erscheinen soll. Mir kommt es nur auf die allgemein=menschlichen Seiten der Selbstbekenntnisse Heinekens an, und da habe ich den Eindruck, daß Heineken, obwohl seine Darlegungen hier und da einen Stich ins Heuchlerische zeigen, doch im allgemeinen die Wahrheit sagt. Zur Ergänzung dessen, was er über den Ankauf von Altdöbern

bemerkt, füge ich hinzu, daß nach den von mir im Gräflich Witzleben'schen Archiv in Altdöbern durchgesehenen Urkunden der Küchenmeister Möller schon im Jahre 1746 in den Besitz von Altdöbern gekommen sein muß, denn eine Urkunde vom 19. August 1746 verleiht ihm das Recht, fünf Jahrmärkte und zwei Viehmärkte in dem Dorfe einzurichten — daher der große viereckige Marktplatz. Die offizielle Kaufurkunde allerdings, die bestätigt, daß Möller das Gut nebst Klein-Zauer und Muckwar aus dem Konkurs der Brendissin (oder Brandissin?) gekauft hat, ist erst vom 17. Oktober 1747, und der kurfürstliche Ehekonsens, der alle Rechte, die Möller ausgeübt hat, auf Heineken und seine Ehefrau überträgt, ist erst aus dem Jahre 1749. Daß Brühl sich bei dem Ankauf Altdöberns eines Rechtsbruchs gegen einen andern Käufer schuldig machte, läßt sich schon aus Heinekens Worten schließen; es wird aber auch durch das anonyme Buch „Leben und Charakter Brühls“ (1760/61) II, Seite 117 f. bestätigt, obwohl hier mancherlei durcheinander gemengt ist.

Daß aber auch Brühl selbst bei dem Handel sein Schäschen schor, geht daraus hervor, daß er bei dieser Gelegenheit die schönen harten Silbertaler, die der Küchenmeister Möller zusammengesparrt hatte, in sächsische Steuerscheine umwechselte, die etwa zu zwölf Prozent im Kurse standen; in solchen Steuerscheinen wurde der Kaufpreis für Altdöbern ausgezahlt.

Sehr naiv ist auch Heinekens Bericht über den Ankauf der Saline Dürrenberg; denn dieser natürlich von Brühl genehmigte Ankauf scheint doch nichts andres zu sein, als der Versuch, die kurfürstliche Kammer um diese wertvolle Salzquelle zu bringen: 22000 Taler zahlt Heineken für das Gut und hofft davon eine Jahresrente von mindestens 50000 Talern zu bekommen!

Am wertvollsten von allen diesen „Konfessionen“ ist mir das Schlußbekenntnis; die gesunde Vernunft hatte ihn eigentlich belehren müssen, daß für die Brühlsche Verschwendung die Einkünfte des ganzen sächsischen Staats nicht zureichen konnten. Dieser Satz zeigt Heinekens Schuldlosigkeit und seine Schuld zugleich. Getreu dem Worte, daß er sich aufs Grabmal gesetzt hat: *Principibus placuisse viris* hält er sich für unschuldig, wenn er nur zu allem, was er tat, die Genehmigung des Premierministers hatte, hinter dem wieder der unantastbare Wille des Kurfürsten-Königs stand. In der Tat läßt sich gegen ihn vom Standpunkt des absolutistischen Staatsrechts aus kaum ein Schuldbeweis aufbauen; andrerseits liegt seine Mitschuld an der Brühlschen Wirtschaft so offen zutage, daß kein Wort darüber zu verkieren ist, die Schuld ist nur keine juristische, sondern eine moralische: sie ruht in der vollkommenen Skrupellosigkeit, mit der er die Befehle seines Vorgesetzten ausführte. Die Skrupellosigkeit war aber nicht ihm allein eigen, sondern gehört zur Signatur jener Zeit; sie war ein Merkmal des größten Teils der damaligen höfischen Gesellschaft.

(Schluß folgt)



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



achdem wir so einige Wochen immer in derselben Weise herumgeirrt waren, gerieten wir am Ende eines solchen Tages in einen Keller, aus dessen Tiefe uns Musik entgentönte. Die Wirtschaft war wie alle übrigen, die ich gesehen hatte, nur noch etwas verdorbener. Der rauchgefüllte Raum war dicht gefüllt und sah so wenig appetitlich aus, daß einem das Gelüste, etwas zu essen, von dem wir gerade ergriffen waren, auf der Stelle verging. Im Vorderzimmer saßen die Musikanten, die schauerliche Töne hervorbrachten, denn sie waren betrunken, und jeder von